

Zurück in die Zukunft? – Genetische Diagnostik und das Risiko der Eugenik

Nach dem Abschluss des Humangenomprojekts werden in Zukunft immer mehr und genauere Kenntnisse über die Struktur und Funktion des menschlichen Erbmaterials und zunehmend differenziertere genetische Testmöglichkeiten verfügbar sein. Dabei ist abzusehen, dass die Anwendung und Verwertung des neuen genomanalytischen Wissens sich nicht auf medizinische Nutzungsformen beschränken lässt, sondern die individuelle Erfahrung von Schwangerschaft und Geburt ebenso verändern wird wie gesellschaftliche Institutionen (etwa das Gesundheitssystem, das Rechts- und das Versicherungswesen) und den kollektiven Umgang mit Behinderung, Krankheit und Tod.

Trotz der weit reichenden technischen Möglichkeiten von Genomanalyse und genetischer Diagnostik befindet sich die öffentliche Auseinandersetzung um ihre möglichen sozialen Folgen und ethischen Implikationen noch am Anfang. Von zentraler Bedeutung ist dabei die Angst vor einer Neuauflage oder einer Rückkehr eugenischer Projekte. In den publizistischen Debatten wird ebenso wie innerhalb der Geistes- und Sozialwissenschaften häufig die Auffassung vertreten, dass die eigentliche Bedeutung des Humangenomprojekts weniger in möglichen neuen biologischen Erkenntnissen oder medizinischen Therapien liegt, sondern vielmehr in dem Wiederaufleben eines genetischen Determinismus, der schon in der Vergangenheit als Erklärungsmodell für jede Form von sozialer und individueller Variabilität diente. In der Regel wird dabei das gesellschaftspolitische Potenzial der Genomanalyse in einer „Genetifizierung“ der Gesellschaft bzw. der Ersetzung sozialer durch gentechnologische Lösungen gesehen. Ein zentraler Stellenwert kommt dabei der Kritik des genetischen „Reduktionismus“ zu, der biologische, psychologische und soziale Differenzen zwischen Individuen auf die Unterschiede in ihrer DNA zurückzuführen. Gewarnt wird vor einem „Genfatalismus“, der das Prinzip der Selbstbestimmung durch das Schicksal der Gene ersetzt und individuelle Entscheidungen als Resultat genetischer Bestimmungsfaktoren betrachtet.

So berechtigt diese Kritik im einzelnen sein mag, sie reicht nicht weit genug. Ihr entgeht ein ganz entscheidendes Moment, das die heutigen humangenetischen Praktiken von

ihren Vorgängerinnen unterscheidet. Die gesellschaftliche Bedeutung genetischer Information liegt weniger in der Kontinuität eines genetischen Determinismus bzw. in der Ableitung individueller und sozialer Phänomene aus dem Genotyp, sondern vor allem in der Konstruktion genetischer Risiken. Die Analysemethoden und Verfahren der genetischen Diagnostik zielen gerade nicht auf die Produktion eindeutiger Kausalketten oder die Reduktion aller möglichen Sachverhalte auf das Genom, sondern auf die Steuerung von Wahrscheinlichkeiten, Möglichkeiten und Erwartungen, wobei sie sich nicht am Modell der Determination, sondern am Modus der Disposition orientieren. Es ist erst diese „relative Offenheit“ eines Risikodispositivs, die im humangenetischen Diskurs den Appell an Autonomie und Eigenverantwortung ermöglicht: Statt kollektives Schicksal zu sein, werden die Gene heute immer mehr unter der Perspektive individueller Potenziale betrachtet, sie sind weniger Bestandteil einer biologischen Vererbung als Element von sozialen Strategien, die auf eine Optimierung des persönlichen Humankapitals und der subjektiven „Lebensqualität“ zielen.

Die Bedeutung von Risikodispositiven zeigt sich in den beiden Anwendungsbereichen der genetischen Diagnostik. Ihr Haupteinsatzgebiet liegt momentan in vorgeburtlichen Untersuchungsmethoden, der Pränataldiagnostik. Dabei ist festzustellen, dass mit der Ausweitung des diagnostischen Angebots auch die Mitwirkungspflicht der Schwangeren an pränataldiagnostischen Verfahren wächst. Nicht nur wird „Risikopaaren“ eine genetische Beratung nahe gelegt, tendenziell wird jede Schwangerschaft zu einer „Risikoschwangerschaft“ bzw. „Schwangerschaft auf Probe“, wobei die Entscheidung für das Austragen des Embryos zunehmend von dem Nachweis einer genetischen Schadensfreiheit abhängt.

Daneben wird künftig die postnatale Diagnostik, d.h. genetische Tests an bereits geborenen Menschen, eine immer größere Rolle spielen. Die Entschlüsselung des menschlichen Genoms und die Isolierung von Genen, die mit sogenannten Volkskrankheiten wie Krebs oder Alzheimer in Verbindung gebracht werden, wird es ermöglichen, prädiktive genetische Informationen für viele Menschen bereitzustellen. Der bislang eher begrenzte Einsatz gendiagnostischer Instrumente in diesem Bereich hat allerdings bereits zur Produktion einer neuen Kategorie von Individuen beigetragen: Menschen, bei denen im Rahmen genetischer Untersuchungen und Tests Risiken für

bestimmte Krankheiten diagnostiziert wurden, an denen sie vielleicht in der Zukunft, möglicherweise aber auch niemals erkranken werden: „Kranke ohne Symptom“ (Dorothy Nelkin). Wie Erhebungen aus verschiedenen Ländern, sind diese „Risikopersonen“ bereits in der Gegenwart mit realen Formen genetischer Diskriminierung konfrontiert, die von Problemen bei der Berufswahl bis hin zu der Verweigerung des Versicherungsschutzes reichen.

Der häufige Gebrauch der Risikosemantik deutet darauf hin, dass die gesellschaftliche Bedeutung von Genomanalyse und Gendiagnostik weniger in der Feststellung eines faktischen Determinationsverhältnisses oder dem Hinweis auf die Schicksalhaftigkeit der Gene liegt als in der Herstellung eines „reflexiven“ Verhältnisses von individuellem Risikoprofil und sozialen Anforderungen. Der permanente Verweis auf Eigenverantwortung und Selbstbestimmung in den Biowissenschaften ist in dieser Perspektive nicht eine ideologisches Täuschung oder ein rhetorisches Instrument, sondern materialer Bestandteil eines Risikodispositivs, in dem die Individuen mehr sind als Opfer oder Gefangene ihres Erbmaterials. Wenn es tatsächlich eine direkte und unmittelbare Beziehung zwischen Geno- und Phänotyp im Sinne eines genetischen Determinismus gäbe, so wäre der Appell an die individuelle Autonomie wesentlich schwerer aufrechtzuerhalten. Folgten beispielsweise Kriminalität oder Arbeitslosigkeit allein und notwendig aus einem bestimmten genetischen Profil, so wäre es letztlich sinnlos, auf die „Betroffenen“ einzuwirken, ihr Verhalten entsprechend zu ändern bzw. sie für ein bestimmtes Verhalten haftbar zu machen. Die Konstruktion von Risikopersonen, Risikopaaren, Risikoschwangerschaften, etc. erleichtert hingegen die Moralisierung abweichenden Verhaltens und die Zuweisung von Schuld und Verantwortung, ermöglicht die Entwicklung von Präventionsformen auch in nicht-medizinischen Bereichen und erhebt die prädiktive Gendiagnostik zum Modell einer sozialen Medizin.

Statt individuelle Verantwortung und Freiheit abzuschaffen, produziert die genetische Aufklärung durch die Mittel der Gendiagnostik eine präzise Vorstellung von „Mündigkeit“, die an medizinische Informiertheit und das heisst auch: an die Kenntnis des eigenen Codes gekoppelt ist. Zu fragen ist also, ob und inwieweit sich in den Diskursen der Bioethik und in den Praktiken der genetischen Beratung eine „genetische Verantwortung“ (Carlos Novas/Nikolas Rose) materialisiert, die sich darüber bestimmt,

dass die Subjekte ein ausreichendes Risikomanagement betreiben und einen adäquaten Lebensstil pflegen. Dem Recht auf Gesundheit stünde – wie der Medizinethiker Hans-Martin Sass fordert - ein „Ethos der Pflicht“ im Umgang mit genetischen Informationen gegenüber, wobei die potenziellen Kranken im Rahmen einer „selbstbestimmten und selbstverantwortlichen Patienten- oder Bürgerethik“ auf den Imperativ der Risikominimierung in der Gesundheitspflege verpflichtet werden.

Aus der analytischen Konzentration auf genetische „Risiken“ und „Dispositionen“ folgt allerdings nicht, dass dem Problem der Eugenik heute keine Bedeutung mehr zukommt. Die Frage ist jedoch weniger, ob die moderne Humangenetik eugenisch ist oder nicht, sondern was genau „Eugenik“ heute im Kontext der aktuellen politischen und sozialen Entwicklungen meint. Der Wissenschaftshistoriker Daniel Kevles, der eine wichtige Studie zur Geschichte der Eugenik vorgelegt hat, versteht darunter die „Gesamtheit der Ideen und Aktivitäten, die darauf abzielen, die Qualität der menschlichen Rasse durch die Manipulation des biologischen Erbguts zu verbessern“. Auf welche gegenwärtigen Ängste und erwartbaren Entwicklungen in der Zukunft bezieht sich die Charakterisierung der aktuellen humangenetischen Praktiken als „eugenisch“? Welche Parallelen und Differenzen lassen sich etwa gegenüber der nationalsozialistischen Rassenhygiene oder den US-amerikanischen Sterilisationsprogrammen in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts ausmachen?

Bei dem Versuch einer Antwort auf diese Fragen ist es notwendig, zwei komplementäre theoretische „Fallen“ zu vermeiden. Zunächst einmal scheint es problematisch, von einer mehr oder weniger linearen Kontinuität der eugenischen Praktiken vom Nationalsozialismus bis heute auszugehen, um im Kontext der aktuellen Gendiagnostik von der Fortsetzung eugenischer Traditionen auf einem neuen technologischem Niveau oder einem Rückfall in alte Biologismen zu sprechen. Was diese *Kontinuitätsthese* angeht, so ist es wichtig, sich zu vergegenwärtigen, dass die „Natur“ heute – anders als in der Eugenik der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht mehr auf der Seite des Unveränderlichen anzusiedeln ist. Es ist daher kaum haltbar, anzunehmen, die Debatte zwischen Vererbung und Umwelt sei zu Gunsten der Erbanlage entschieden. Eher hat sich im Zeichen der Gentechnologie die Debatte insgesamt verschoben – und mit ihr die beiden Pole, die sie einmal konstituierten. Die Biologie operiert heute als

Informationswissenschaft, wobei die DNA als ein Code betrachtet wird, der gelesen und umgeschrieben werden kann. Durch die gentechnologischen Innovationen hat sich die Biologie selbst und die Relation zwischen Biologie und Gesellschaft verändert. Es reicht daher offenbar nicht aus, die „Biologisierung der Gesellschaft“ zu konstatieren und/oder sie zu kritisieren; vielmehr zeigen die Ergebnisse wissenschaftshistorischer und -soziologischer Studien, dass die Dichotomie zwischen Natur auf der einen und Gesellschaft/Kultur auf der anderen Seite immer schwieriger aufrechtzuerhalten ist.

Heute von „Vererbung“ oder „Genom“ zu sprechen, signalisiert nicht mehr: unveränderbar, unverfügbar, schicksalhaft und gesellschaftlicher Kontrolle entzogen, sondern verweist im Gegenteil auf ein privilegiertes Interventionsfeld. Zwischen Erbanlage und Umwelt steht heute das Risiko, oder genauer: genetische Faktoren stellen ebenso wie Umweltfaktoren Risiken dar – wenn auch in unterschiedlicher Weise. Denn die genetischen Faktoren scheinen insofern privilegiert, als sie vermeintlich leichter zu kalkulieren und einzuschätzen sind, das heisst aber weder, dass alles genetisch noch dass das Genetische unveränderbar sei. Die Diagnose von genetischen Ursachen für unerwünschte Charakteristika und die Identifizierung von Individuen mit genetischen Risiken dient nicht der Feststellung eines unabweislichen genetischen Schicksals, sondern ermöglicht im Gegenteil eine Reihe von Interventionen zur Risikovermeidung oder -minimierung. Diese umfassen so unterschiedliche Strategien wie die Einnahme von Arzneimitteln und Psychopharmaka, die Kontrolle von Lebensstil, Gesundheitsverhalten, Partnerwahl, Fortpflanzungsentscheidungen etc. oder – bisher nur in seltenen Ausnahmefällen – den Einsatz von Gentherapien. Die Einführung und Verbreitung genetischer Tests dürfte den Umfang an Informationen dramatisch erhöhen, die für jene verfügbar sind, die ihre „Lebensqualität“ darüber verbessern wollen, dass sie durch die Kenntnis ihres genetischen Risikoprofils Krankheiten und Normabweichungen vermeiden.

Wenn also die Kontinuitätsthese auf eine Reihe von Einwänden trifft, wie verhält es sich mit der *Diskontinuitätsthese*, der Annahme einer Zäsur oder eines epochalen Bruchs zwischen alter Eugenik und moderner Humangenetik? Die Vertreter/innen dieser These verweisen zum einen darauf, dass die genetischen Untersuchungen den Nachweis erbrachten, dass Mutationen und genetische Anomalien innerhalb der Bevölkerung

extrem verbreitet sind, so dass das Projekt einer „Reinigung“ oder „Verbesserung“ des Genpools keinen Sinn mache. Eine zweite Argumentationsfigur beruft sich auf die Veränderung von „Motivationsstrukturen“. Danach soll von Eugenik dann nicht mehr die Rede sein, wenn an die Stelle einer kollektiven Sorge um den Genpool oder das Projekt einer evolutionären Verbesserung der Menschheit individuelle Reproduktionsentscheidungen treten, die selbstbestimmten Optionen und dem Prinzip der Freiwilligkeit folgen.

Mit der zunehmenden Erosion der Grenzziehung zwischen Natur und Gesellschaft und den biotechnologischen Möglichkeiten einer Diagnose und Kontrolle der genetischen Zusammensetzung von Individuen, hat sich Problem der Eugenik jedoch nicht „erledigt“, sondern ist im Gegenteil unausweichlich geworden. Wie etwa der Soziologe Armin Nassehi zeigt, ist es paradoxerweise gerade die Tatsache, dass Fortpflanzung durch die Mittel der Reproduktions- und Gentechnologie zum Gegenstand von freien Entscheidungen und individuellen Planungen geworden ist, die diese Gesellschaft zwangsläufig zu einer eugenischen macht: „Die genetische Manipulierbarkeit des Menschen bringt die Reiche der Freiheit und der Notwendigkeit durcheinander. Die Freiheit, Natur zu manipulieren und Kopien zu erstellen oder Menschen nach genetischen Konstruktionsplänen zu entwerfen, bringt zugleich die Notwendigkeit hervor, selbst unsere nicht-manipulierte Existenz einer Entscheidung zuzurechnen“. Ob wir es wollen oder nicht: Selbst die scheinbar „nicht-eugenische“ Entscheidung gegen genetische Diagnostik und selektive Abtreibung wird unter diesen Bedingungen zu einer eugenischen, da auch ihr eine (normative) Entscheidung zugrundeliegt: die Entscheidung, dass es besser sei, nicht zu entscheiden. Die Auswahl einer „natürlichen“ genetischen Ausstattung für ein Individuum ist nur eine Option und ein „Selektionskriterium“ unter anderen möglichen, in jedem Fall aber eine Option – und damit weder schicksalhaft noch unveränderbar.

Wenn in den Gentests mit Risiken und Dispositionen und gerade nicht mit einem strengen Determinismus gearbeitet wird, so markiert dies ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal zur alten eugenischen Praxis. Diese Differenz ist jedoch möglicherweise gerade die Bedingung für die Universalisierung der Eugenik. Die Konzentration der medizinisch-sozialen Praktiken auf die Analyse von genetischen

Risiken könnte die Voraussetzung für eine Umcodierung eugenischer Praktiken schaffen, die nicht mehr nur auf identifizierbare Individuen und Kollektive zielen, sondern auf alle und jeden einzelnen. Diese Eugenik wäre nicht mehr auf die Autorität des Staates angewiesen, sondern könnte auf die Autonomie der Individuen rekurrieren. An die Stelle staatlich verordneter eugenischer Programme, die vor allem auf repressive Mittel zurückgriffen und deren Gegenstand die „Volks Gesundheit“ war, träte ein Risikodispositiv, das im Namen von Selbstbestimmung, Eigenvorsorge, Verantwortung und Wahlfreiheit auf eine produktive Optimierung des individuellen Humankapitals zielt. Daher reicht es heute möglicherweise nicht mehr aus, allgemein auf das Risiko der Eugenik hinzuweisen, sondern diese als eine spezifische Eugenik, als eine Eugenik des Risikos zu dechiffrieren.